

Amerika im Belagerungszustand: Kaum jemand zuckt in diesen Tagen noch zusammen über solche Paraphrasen angesichts der politischen Meldungen aus den Vereinigten Staaten. Wenige Tage vor dem Ende des so erbittert wie niveaumäßig geführten Wahlkampfes um das Präsidentenamt der Vereinigten Staaten ist daher auch wieder von Frust und Wut der „urbanen schwarzen Bevölkerung“ die Rede, wie sie etwa der (afroamerikanische) Historiker Jeffrey T. Sammons beschrieben hat. „Nach Ansicht dieser zornigen Stadtbewohner war ein Akt der Polizeigewalt nicht länger ein isoliertes Vorkommnis, heißt es da, sondern er repräsentiert vielmehr den institutionellen Rassismus und die Ungerechtigkeit, was quer durch die Nation eventuell und in der Tat Unruhen auslösen konnte.“

Die schonungslose Analyse kommt wie einer der akademischen Beiträge für die letzte Wochenendausgabe der „New York Times“ oder der „Washington Post“ daher. Tatsächlich handelt es sich hier um ein vor 32 Jahren veröffentlichtes Buch mit dem Titel „Beyond the Ring“. Darin befasst sich der heute 71 Jahre alte Geschichtsdozent der New York University mit der „Rolle des Boxens in der amerikanischen Gesellschaft“, so der Untertitel – sowie nicht zuletzt mit der seiner vielen afroamerikanischen Akteure. Das hat an zentraler Stelle auch mit Muhammad Ali und jenen Ereignissen im Herbst vor fünfzig Jahren zu tun, als plötzlich ganz viel auf der Kippe stand – von der Zukunft einer Gesellschaft, die sich über die Frage des Vietnamkriegs sowie der Beteiligung ihrer ethnischen Minderheiten immer tiefer spaltete, bis zum Comeback eines aus scheinheiligen, politischen Gründen abservierten Champions.

Die weißen alten Männer der World Boxing Association (WBA) sowie der New Yorker Boxkommission hatten blitzschnell reagiert, als der amtierende Schwergewichtsweltmeister Ende April 1967 die Aufforderung verweigerte, zum Militärdienst anzutreten – und einen der wirkmächtigsten Sätze des Jahrzehnts abließ: „I ain't got no quarrel with the Vietcong.“ Sie entzogen ihm noch am gleichen Tag den WM-Titel und behielten seine Boxlizenz ein, solange Alis Reisepass eingezogen blieb. Zwei Monate darauf verdonnerte ihn mehrheitlich alle weißen Männer im Supreme Court in Houston zu einer fünfjährigen Haftstrafe und zu 100 000 Dollar Bußgeld.

Dreieinhalb Jahre später, im September 1970, erhielt der ungeschlagene, längst durch Joe Frazier ersetzte Champion (29 Siege, davon 23 vorzeitig) zumindest schon mal seine Lizenz zurück. Er war gegen eine geringe Kaution (5000 Dollar) auf freiem Fuß geblieben und hatte die kampflöse Zeit genutzt, um an Universitäten wie bei TV-Auftritten für seine Beweggründe und die Nation of Islam zu werben – unnahegebig in der Sache, aber eloquent und weniger aggressiv im Ton als andere Wortführer wie etwa Malcolm X. Das hatte auch Hardliner wie Lester Maddox erreicht. Der demokratische Gouverneur des Bundesstaats Georgia ließ sich vom schwarzen Senator LeRoy Johnson sowie Vizekanzler und Filmjournalist Howard Conrad überzeugen, seine Einwände gegen eine Boxgala mit Ali in der aufstrebenden Hauptstadt Atlanta zu überdenken.

Warum sollten sie in Georgia einen Boxprofi kämpfen lassen, der nicht bereit sei, für sein Land zu kämpfen, hatte Maddox anfangs sinnig gefragt. Das lag genau auf der Linie seines kalifornischen Amtskollegen, einem gewissen Ronald Reagan, der eine ähnliche Anfrage kategorisch abgelehnt hatte: „Dieser Dienstverweigerer wird niemals in meinem Staat boxen, Punkt.“ Laut Impresario Conrad



26. Oktober 1970 im Municipal Auditorium von Atlanta – Ali gegen Quarry: „Verliere ich diesen Kampf, ist es nicht bloß eine Niederlage ...“

Foto Picture Alliance

Kampf für die Freiheit

Vor 50 Jahren nahm Muhammad Ali mit seinem Comeback gegen Jerry Quarry Anlauf, wieder Weltmeister zu werden – und damit Ikone einer bis heute gespaltenen Nation.

Von Bertram Job

hatten sich die Kommissionen von 22 Bundesstaaten geweigert, Ali einen Neustart in ihrem Gebiet zu erlauben. In Georgia gab es jedoch keine eigene Boxkommission, und Gouverneur Maddox hatte irgendwann überlegt, dass er „schwarze“ Stimmen für seine Wiederwahl gut gebrauchen könnte.

So schlüpfte der 28 Jahre alte „Champion in Exil“ am 26. Oktober 1970 im Municipal Auditorium von Atlanta schließlich doch durch die Seile, um gegen den drei Jahre jüngeren Jerry Quarry (34 Siege, 4 Remis, 4 Niederlagen) anzutreten. Es war sein erstes Duell mit einem weißen Boxer seit gut acht Jahren und das entscheidendste für seine weitere Laufbahn überhaupt, wie er schnell begriff – wichtiger im Zweifel als sämtliche zehn Titelkämpfe davor. „Ich kämpfe nicht nur gegen einen Mann“, erklärte Ali gegenüber dem Magazin „Sports Illustrated“: „Ich kämpfe gegen viele Männer, denen ich zeigen muss, dass sie mich nicht unterliegen können. Verliere ich diesen Kampf, ist es nicht bloß eine Niederlage ... Ich werde mir anhören müssen, was für eine Niete ich war, wie ich mich der falschen Bewegung anschloss und fehlgeleitet wurde. Ich kämpfe für meine Freiheit.“

Ali gegen Quarry also, Stilist versus Puncher. In der Rückschau mag die Aufgabe leichter aussehen als sie damals war. Man spricht nicht mehr von dem kantigen, schlagstarken Kämpfer aus Kalifornien, der mit 41 Jahren an den Symptomen einer schweren Boxer-Demenz ver-

starb. Das Fachblatt „The Ring“ aber führte Jerry Quarry nicht umsonst an erster Stelle der Herausforderer. Der „Bellflower Bomber“ hatte neben Floyd Patterson auch gefürchtete Puncher wie Mac Foster oder Thad Spencer vorzeitig besiegt. Er war manchmal eher durch Platzwunden (Cuts) als durch harte Treffer zu bremsen, was laut dessen stolzem Vater an den irischen Genuen der Familie lag: „There is no quit in a Quarry“ (in etwa: Ein Quarry gibt nicht auf).

Im Municipal Auditorium kam es an jenem Abend allerdings nicht zum erhofften Lackmusest. Ali zeigte sich vor 5000 Zuschauern bestens austrainiert und konnte seinen Gegner mit dem gestochenen Jab und Kombinationen drei Runden lang dominieren. Quarry kam seinerseits ein paarmal mit wuchtigen linken Haken zu Kopf und Körper durch. Im dritten Durchgang fing er sich dann einen Treffer ein, der die Partie über seinem linken Auge aufplätzen ließ. Der Cut blutete so stark, dass der Ringarzt Quarry in der nächsten Pause aus dem Kampf nehmen musste, entgegen dessen Protesten. Seiner durch Abbruch also: Muhammad Ali.

War das immer noch das Phänomen, das seine Widersacher mit schnelleren Schlägen und besseren Reflexen austanken konnte, oder fehlten hier und da etwas Schärfe und Timing? Als Leibarzt Ferdie Pacheco würde dem Ali-Biographen Thomas Hauser später erzählen, dass er von nun an dessen empfindliche Hände mit Spritzen betäuben musste. Außerdem hätten Alis Beine nach der lan-

gen Pause nie wieder so funktioniert wie zuvor – was bedeutete, dass er künftig häufiger getroffen würde. Auf der rauschenden After-Fight-Party im Regency-Hyatt war das jedoch kein Thema. Da stellten sich Show- und Sportstars wie Sidney Poitier und Arthur Ashe ein, um zusammen mit führenden Köpfen des Civil-Rights-Movement sowie schrill ausstaffierten Halbwelt-Größen einen kollektiven Triumph zu feiern.

Es dauerte dann 26 ereignis- und verlustreiche Jahre, bis Atlanta noch einmal zu Alis großer Bühne wurde. Sichtbar angegriffen und von Parkinson gezeichnet, aber immer noch voller Würde stand der dann 54 Jahre alte „Greatest of ‘em all“ im Juli 1996 auf dem Podium des Centennial Olympic Stadium, um mit der britischen Schwimmerin Janet Evans das Feuer der 26. Olympischen Sommerspiele zu entfachen. Und jetzt applaudierten 85 000 Zuschauer gemeinsam, unabhängig von ihrer Herkunft und Rasse. Jetzt waren plötzlich alle Ali.

Der einstige Provokateur war längst Agent jener Aussöhnung geworden, die in den Vereinigten Staaten von Amerika so arg ins Stocken geraten ist – bis die Tendenz in den letzten Jahren gar rückläufig wurde. Hier afroamerikanische Bürger, die gegen Gewalt und Willkürakte der Polizei wieder auf die Straße gehen; dort weiße Brigaden, die sich selbst für rassistische Feldzüge ermächtigen: Das Amerika des Donald Trump scheint gerade kaum weiter zu sein als das Amerika des Richard Nixon, und das ist tatsächlich ein Schlag ins Gesicht.

Haas setzt auf die Zukunft

Günstigere Fahrer, besseres Auto?

PORTIMÃO. Die Fahrer wissen es seit einer Woche. Der amerikanische Haas-F1-Rennstall machte es am Donnerstag vor dem Rennen in Portugal offiziell, damit Romain Grosjean und Kevin Magnussen nicht die immer gleichen ausweichenden Antworten geben müssen. Beide Piloten bekamen den blauen Brief. Grosjean nach fünf, Magnussen nach vier Jahren im Team. Grosjean war ein Mann der ersten Stunde, als der amerikanische Rennstall mit einem neuen Geschäftsmodell als Partner von Ferrari debütierte. 70 Prozent des Pakets stammen von Ferrari. Haas F1 entwickelt nur das Chassis und die Aerodynamik. Die starke Abhängigkeit von Ferrari macht es für die Amerikaner so schwierig, den Motorpartner zu wechseln. „An unserer Beziehung mit Ferrari hängt mehr als das halbe Auto“, sagt Teamchef Günther Steiner.

Haas F1 ist wie Alfa Romeo ein Opfer von Ferraris Motorrisiko. Beide Kundenteams sind dazu verdammt, am Ende des Feldes mit Williams zu kämpfen. „Aus eigener Kraft können wir nicht in die Punkte fahren“, sagt Steiner vor dem Rennen an diesem Sonntag in Portugal (14.10 Uhr/RTL/Sky). Der Südtiroler weiß, dass es 2021 kaum anders sein wird. Ferrari gelobt zwar einen besseren Motor, aber auch die Konkurrenz wird nicht schlafen – und der Rückstand ist groß. Wegen der Homologation vieler Teile ist es auch für die Chassiskonstrukteure schwer, über den Winter Defizite auszubügeln. „Deshalb wird 2021 für uns ein Übergangsjahr. Wir werden es dazu nutzen, herauszufinden, in welche Bereiche wir im ersten Jahr der Budgetdeckung unser Geld am besten investieren“, sagt Steiner.

Der Rennstall will sich für die Saison 2022 neu aufstellen, wenn das Reglement alle dazu zwingt, bei null zu beginnen. „Wir haben nichts zu verlieren, also können wir nur gewinnen. Es war der beste Moment für einen kompletten Neubeginn“, sagt Steiner. Der Teamchef nennt weder Namen noch einen Zeitpunkt, wann er seine neuen Fahrer bekanntgeben kann. Es gibt derzeit fünf freie Cockpits in der Formel 1 – aber viel mehr Fahrer auf dem Markt. Hermann Renner

Hamilton holt Pole-Position

PORTIMÃO (sid). Weltmeister Lewis Hamilton geht von Startplatz eins auf die Jagd nach dem 92. Grand-Prix-Sieg seiner Karriere in der Formel 1. Der britische Mercedes-Pilot holte sich im Qualifying zum Großen Preis von Portugal in Portimão am Samstag mit einer brillanten letzten Runde die 97. Pole seiner Karriere. Zweiter wurde sein Teamkollege Valtteri Bottas (Finland) vor Max Verstappen (Niederlande) im Red Bull. Der viermalige Weltmeister Sebastian Vettel (Heppenheim) belegte im Ferrari lediglich Platz 15. Gewinnt Hamilton das Rennen am diesem Sonntag (14.10 Uhr/RTL und Sky), ist er mit 92 Siegen alleiniger Rekordhalter vor Michael Schumacher.

KOPF DER WOCHE BILLY BEANE

Die Kunst zu gewinnen

Er ist die Figur hinter „Moneyball“ und sorgte im Baseball für Furore – macht er in Liverpool weiter? Von Jürgen Kalwa, New York

Man hat vielleicht schon mal seinen Namen gehört. Denn das Buch über seine Ideen und sein Arbeitsweise war ein Bestseller. Es heißt „Moneyball“. Aber viele denken ihn mit einem gewissen Brad Pitt verwechseln. Denn der spielte ihn in der Hollywood-Verfilmung, die zitiert herauskam. Deutscher Untertitel: „Die Kunst zu gewinnen“.

In Wirklichkeit blieb Billy Beane in all den Jahren eine eher obskure Gestalt. Sicher, er hatte jahrelang als Chefmanager der Oakland Athletics, eines namhaften, aber vergleichsweise armen Baseball-Klubs in der amerikanischen Top-Liga mit seiner auf hochdifferenzierten Statistiken beruhenden Personalpolitik erstaunlich gut gewirkt. Der ganz große Erfolg aber blieb ihm versagt. Denn das Geld reicher Klubs sorgte im Sport beharrlich für ein Ungleich-

wicht (O-Ton Beane: „Es gibt reiche und arme Mannschaften. Und dann gibt es fünfzig Meter Mist. Und dann gibt es uns. Es ist ein unfaires Spiel“).

Trotzdem schlug er 2002 das Angebot aus, zu einem wohlhabenden Klub, den Boston Red Sox, zu wechseln. Stattdessen akzeptierte der ehemalige Baseball-Profi, der für die New York Mets, Minnesota Twins, Detroit Tigers und die Athletics gespielt hatte, einen kleineren Aktienanteil in Oakland, der angesichts des heutigen Marktwerts des Klubs inzwischen rund 10 Millionen Dollar ausmacht. Und er widmete sich den San Jose Earthquakes, einem Team in Major League Soccer, das denselben Eigentümern gehört.

Billy Beane empfindet große Sympathie für den Fußball. Einerseits, weil das Spiel lange Zeit voller ungenutzter Statistiken bereithielt. Andererseits, weil ihn

das Spiel fasziniert. „Ich sage meinen nationalstichischen gesinteten Freunden in den USA immer: Es gibt einen Grund, warum Fußball die Nummer eins auf der Welt ist. Die Menschen im Rest des Planeten können nicht falsch liegen.“

Die neue Erfahrungswelt brachte ihn mit Trainer-Legenden wie Arsène Wenger und Alex Ferguson in Kontakt. Und irgendwann sah er sich wieder jenem amerikanischen Sportinvestor gegenüber, der ihn vor achtzehn Jahren nach Boston zu locken versucht hatte. John Henry, ein Finanzjongleur, dessen Vermögen auf 2,7 Milliarden Dollar geschätzt wird. Durch eine kluge Personalpolitik hatte er schon für eine Erfolgsserie bei den Red Sox gesorgt seit 2003 gehörte seiner Holding der FC Liverpool. Auch dieses Engagement produzierte Erfolg: nicht nur mit den Titeln in der Champions League 2019 und der Pre-

mier League vor ein paar Monaten, sondern auch mit einer massiven Entschuldigung.

Seit kurzem reden beide wieder – ganz ernsthaft – über eine Zusammenarbeit. Denn Henry, inzwischen 71 Jahre alt, will ein Viertel seiner Firmenkonstruktion für einen Marktwert von rund acht Milliarden Dollar an die Börse bringen. Verhandlungspartner? Redball Acquisition Corp., eine Firma, in der Beane, 58 Jahre alt, neben seinen anderen Verpflichtungen im Vorstand sitzt.

Henry will nicht einfach sein Imperium versilbern, er plant längerfristiger und braucht Leute mit demselben Riecher wie er. Erst recht, sollte sich die Konstruktion einer abgeschotteten Europäischen Premier League materialisieren, wie sie in ersten Skizzen Anfang der Woche bekannt wurde. Zu den Geldgebern im Hintergrund gehört eine amerikani-

sche Bank, weshalb es naheliegt, dass John Henry zu den Architekten des Projekts gehört. Amerikanische Kommentatoren sprechen über das plötzliche Auftauchen von Billy Beane in diesem Szenario von einem Geschäft von „seismischen Ausmaßen“. Denn dem „Moneyball“-Erfinder werden erdbegleiche, aufrüttelnde Qualitäten nachgesagt. Die Verhandlungen sollen bis Ende Oktober abgeschlossen sein. Ob es zu einer Einigung kommt, ist offen. Beanes Zustimmung für den Fußball aber ist stärker denn je. Erst im September hatte er seine langjährige Berater-Rolle beim AZ Alkmaar in der niederländischen Eredivisie in eine handfestere Beziehung umgewandelt. Er erwarte einen Anteil von fünf Prozent am Klub.



Foto Getty